

Quellenkritik und -interpretation

Auf die Fragen kommt es an

von Bernd-A. Rusinek

Aus Quellen schöpfen wir unser historisches Wissen, ihre Interpretation bestimmt unser Geschichtsbild. Hier werden Quellenarten vorgestellt und Hinweise zu ihrer Interpretation gegeben. Nicht fertige Rezepte, sondern konkrete Beispiele aus der Werkstatt des Historikers geben Anregungen für die Auslegung von Quellen.

»Im Interpretieren seid frisch und munter /legt ihrs nicht aus, so legt ihrs unter.« Das Motto für diesen Beitrag stammt von Goethe. Der Versuchung, einem Text etwas unterzulegen, was in ihm gar nicht enthalten ist, erliegen viele Historiker. Bei genauer Betrachtung findet man oft unterstellt, was die Quellen gar nicht hergeben.

Die textnahe kritische Interpretation von Quellen aus der Vergangenheit ist eine Kunst, die nur mit dem richtigen »Handwerkszeug« gelingen kann. Das Geschäft des Quellenauslegens könnte man als »kontrollierte Imagination« bezeichnen. An der Quelle soll sich die Phantasie entzünden. Diese darf aber nicht beliebig und ungezügelt emporschlagen; die Quelle selbst übt die Kontrolle aus. Dieses Kapitel soll anhand von Beispielen praktische Tipps liefern, wie diese Gratwanderung gelingen kann und welche Vorsichtsmaßnahmen wichtig sind, um Fehlinterpretationen zu vermeiden.

Was sind Quellen?

Materialien, mit denen historische Spurensucher umgehen, um etwas über die Vergangenheit zu erfahren, heißen »Quellen«. Diese Bezeichnung ruft die Vorstellung vom Wasser einer Quelle an einem verborgenen, meist idyllischen Ort hervor. Soll uns bei der historischen Quelle – wenn wir sie nur finden – die Wahrheit über die Geschichte entgegensprudeln, wie das Wasser einer Quelle aus der Erde springt, kühl und klar? Wäre dieses Bild stimmig, dann blieben

wir als Historiker und Spurensucher ganz passiv, brauchten nur zu schöpfen, und unsere Hauptaufgabe beschränkte sich auf die Suche nach der »richtigen« Quelle. Aber was wäre die »richtige« Quelle? Und gäbe sie uns ein objektives Bild? Das Bild von der »Quelle« ist also nur auf den ersten Blick eindeutig. Es weist auf eine ähnliche Gefahr hin wie das Eingangsmotto von Goethe: Finden wir nämlich eine Quelle und blicken in das Wasser – was sehen wir? Uns selbst! Waren Geschichtswissenschaftler im 19. Jahrhundert noch davon überzeugt, dass sie eine objektive historische Wahrheit durch sorgfältiges Quellenstudium finden könnten, betonen heutige Wissenschaftler, dass die Rekonstruktion der Vergangenheit immer auch Interpretationssache ist und untrennbar mit dem Forscher und seiner Zeit in Verbindung steht.

Im Prinzip kann für eine historische Untersuchung so gut wie alles Quelle sein. Berühmt ist das Beispiel eines führenden französischen Historikers, Michel Vovelle, der aus dem sinkenden Gewicht von Opferkerzen auf eine Abnahme der Frömmigkeit in der Frühen Neuzeit schloss. Dieses Beispiel zeigt auch, wie man auch eher langweilige Rechnungen von Kerzenmachern als Quellen zum Sprechen bringen kann. Der historische Spurensucher sollte ebenfalls keine Scheu vor Quellen haben, die schon tausendfach durchstudiert worden sind. Der Schweizer Jacob Burckhardt, einer der berühmtesten Historiker des 19. Jahrhunderts, hat beispielsweise dazu ermuntert, solche Quellen zu interpretieren, als wären sie erst gestern entdeckt worden, da selbst jahrtausendealte antike Quellen einem modernen Leser noch neue, wichtige Informationen liefern können. Man sollte also nicht aufgeben, weil man glaubt, es sei schon alles erforscht, alle Spuren seien gefunden. Es kommt auf die Fragestellung an.

Quellen: Nicht nur auf Papier

Volkstümliche Namen und Ortsbezeichnungen wie »Sands Himmelfahrtswiese« oder »Russenbaracken« enthalten Nachrichten von historischen Ereignissen: Auf der Mannheimer »Himmelfahrtswiese« wurde 1819 der Student Sand hingerichtet, der einen reaktionären Dichter ermordet hatte; in den »Russenbaracken« eines Industriebetriebes waren im Zweiten Weltkrieg Zwangsarbeiter aus der Sowjetunion untergebracht worden.

Aufschriften an Häusern, Denkmäler, Grabsteine zeugen von der Mentalität einer Zeit, weisen auf vergessene Vorkommnisse hin oder sind ebenso wie Gedenktage selbst schon historisch gewordene Interpretationen.

Hymnen und deren volkstümliche Umdichtungen bezeugen Oppositionsgeist oder doch auf einzelne Erscheinungen bezogene Unzufriedenheit. So

wurde in den letzten Jahren des Zweiten Weltkrieges das nationalsozialistische »Horst-Wessel-Lied« mit den Anfangsversen »Die Fahne hoch / die Reihen fest geschlossen« umgedichtet in: »Die Preise hoch / die Läden fest geschlossen«.

Was hält den Geist der frühen 1950er Jahre in der Bundesrepublik, der Jahre des beginnenden »Wirtschaftswunders«, und die autoritären Familienstrukturen dieser Zeit besser fest als die folgende Passage aus einer »Dujardin«-Reklame? Darin heißt es im Dialog zwischen Mutter und Kind über den abwesenden Vater:

Kind: »Weißt du, wenn Papi nach Hause kommt und macht so ein ernstes Gesicht, dann nimmt er die Flasche Dujardin und trinkt ein Gläschen. Dann schnuppert er genüsslich mit der Nase und zwinkert mit den Augen und sagt: »Ach, der ist wundervoll!« Das muss doch was Schönes sein!«

Mutter: »Da hast du Recht. Dujardin ist auch etwas Schönes. Und wenn Papi sagt: »Dujardin ist ein wundervoller Weinbrand«, dann stimmt's.«

Eine der wichtigsten Quellen der historischen Spurensuche im Bereich der Neueren Geschichte ist die Zeitung. Nichts ist so langweilig wie die Zeitung aus der vorigen Woche; und nichts ist so interessant wie eine Zeitung, die 40 Jahre alt ist. Wichtig bei der Benutzung von Zeitungen als Quelle ist die Frage der damaligen presserechtlichen Bedingungen und der Ausrichtung des Blattes. Gab es eine strenge staatliche Zensur wie etwa nach 1819, in der NS-Zeit und in der DDR? Handelt es sich um ein direktes Parteiblatt? Neigt die Redaktion eher dem Linksliberalismus zu wie heute die »Frankfurter Rundschau« oder dem Konservatismus wie die »Frankfurter Allgemeine«?

Die Bedeutung der Quelle Zeitung wird im folgenden Beispiel aus der NS-Zeit deutlich. Selbst in einer Zeit der striktesten Zensur enthielten die Zeitungen versteckte Informationen über Staatsgeheimnisse.

Ein Spurensucher liest Zeitungen

Unmittelbar nachdem Hitler 1933 an die Macht gelangt war, wurde in Deutschland mit einer intensiven Rüstungspolitik begonnen. Berthold Jacob, ein Gegner des Nationalsozialismus, war so genau über die zunächst geheim betriebene Aufrüstung informiert, dass er für einen Geheimagenten gehalten und Mitte der 1930er Jahre verhaftet wurde. Nach einigen Monaten wurde er von der Geheimen Staatspolizei wieder freigelassen. Aus den Erinnerungen von Karl Retzlaw erfahren wir den Grund:

»Jacob konnte glaubhaft machen, dass er keinerlei »geheime Beziehungen« und kein »Agentennetz« hatte. Aber er hatte ... einen kaum vorstellbaren Fleiß und die dazugehörige Geduld. ... Er las nicht nur die großen Tageszeitungen, sondern auch die bedeutungslosen Provinzblätter ... vom Titel bis zum letzten Inserat sehr aufmerksam. Er fand scheinbar belanglose Familien-Nachrichten oder Inserate, die ihm aufschlussreich waren. Zum Beispiel: eine Verlobungsanzeige besagte, dass ein Offizier X vom Regiment 00 sich mit Fräulein Y in A verlobt hatte. Jacob fand nach der offiziellen Rangliste und der bisherigen Reichswehrdislokation heraus, dass dieses Regiment offiziell gar nicht existierte und dass die Stadt A bisher keine Garnisonsstadt gewesen war. Jetzt wusste er beides. Ein anderes Inserat oder eine kleine Nachricht meldete den Tod eines Offiziers einer bisher unbekannt militärischen Formation durch mysteriösen Unglücksfall, oder ein Bezirkskommando suchte unverheiratete gelernte Handwerker: Maurer, Schlosser und andere, die sich für eine bestimmte Zeit zu verpflichten hatten. Jacob überlegte, dass man normalerweise ein Bauvorhaben einem Bauunternehmen übergibt. Seit wann und warum baut ein Bezirkskommando selbst? Für Jacob war es nicht schwer zu kombinieren, dass da mit großer Wahrscheinlichkeit geheime militärische Anlagen errichtet würden. Zu 90 Prozent stimmten Jacobs Kombinationen.« (Karl Retzlaw: Spartakus. Aufstieg und Niedergang. Erinnerungen eines Parteiarbeiters, Frankfurt/M. 1972, S. 395)

Einige Grundlagen der Quellenkritik

Spuren der Vergangenheit lassen sich fast überall finden. Die Frage ist, was wir daraus schließen können. Hier setzt die Phantasie des Spurensuchers ein, der seine Deutungen an anderen Quellen überprüfen muss.

Interpretation heißt Auslegung. Zur Auslegung gehört die so genannte Quellenkritik als erste Stufe der Interpretation. Sie beginnt mit der Prüfung des Materials. Ist es echt oder eine Fälschung wie die so genannten »Hitler-Tagebücher«, die 1982 vom »Stern« aufgekauft worden waren? Hieran schließt sich bei Quellen aus älterer Zeit die Frage an, ob nachträglich Änderungen vorgenommen worden sind.

Wenn wir Gebäude wie etwa mittelalterliche Kirchen und Burgen nach historischen Spuren untersuchen, müssen wir fragen, ob diese Gebäude tatsächlich historisch sind. Der Kölner Dom und der Prager Veitsdom erhielten ihre Gestalt erst im 19. bzw. im frühen 20. Jahrhundert; dasselbe gilt auch für viele »romantische« Burgen am Rhein.

Wenn wir uns von der Echtheit überzeugt haben, ist die Frage zu stellen, was

eine Quelle sein will. Ein lobendes Hervorheben z.B. bei einem Nachruf? Will sie nüchtern und möglichst unzweideutig einen Tatbestand oder ein Geschäft festhalten wie ein Text vom Schreibtisch eines Juristen? Soll sie Selbstdarstellung und -rechtfertigung sein wie viele Autobiografien und Memoiren?

In fünf Schritten zur kritischen Lektüre

Jede Quellensorte bereitet das Material also anders auf. Wir müssen die Absichten der einzelnen Quellensorten ermitteln, den Tatbestand selbst feststellen und die Quellen in einen Zusammenhang bringen. Der US-Amerikaner Robinson hat ein Fünf-Schritt-Schema für die produktive und kritische Lektüre entwickelt, das auch bei der Erschließung von schriftlichen Quellen hilfreich sein kann:

- Sich einen Überblick verschaffen. Hier geht es zunächst darum, eine grobe Vorstellung vom Inhalt zu bekommen. Hilfreich sind dafür Hervorhebungen aller Art, z.B. Überschriften, Unterstreichungen, Randmarkierungen, Einleitungen oder Zusammenfassungen. Bei Büchern sollte der erste Blick grundsätzlich dem Inhaltsverzeichnis gelten.
- Fragen stellen und Leseerwartungen formulieren. Hier können sowohl Fragen formuliert werden, die man an den Text hat, als auch solche, auf die die Quelle eine Antwort gibt. Zum Zweck der Übung sollten diese Fragen zunächst ausformuliert und aufgeschrieben werden.
- Gründliches Lesen. Nun kommt es darauf an, den Gedankengang der Quelle zu finden sowie die wichtigsten Begriffe und Thesen festzuhalten. Dies kann durch das Markieren im Text geschehen – natürlich nur auf einer Kopie! –, aber es sollte auch durch schriftliche Notizen ergänzt werden.
- Rekapitulieren. Nach jedem Sinnabschnitt oder Kapitel sollten die Kernaussagen des Gelesenen noch einmal mündlich oder schriftlich wiederholt werden. Dabei ist es sinnvoll, Einwände einzubeziehen, die einem beim Lesen in den Kopf gekommen sind.
- Gesamtüberblick und Würdigung. Schließlich muss der Erkenntniswert der Quelle für die eigene Arbeit bestimmt werden. Dazu ist eine Rückbesinnung auf die Anfangsfrage(n) ebenso notwendig wie eine Zusammenfassung der Teilergebnisse aus der Quellenlektüre. Am Ende sollte neben einer kurzen Inhaltsangabe vermerkt werden, welcher Argumentationsgang in der eigenen Forschung sich durch Belege aus der Quelle stützen oder in Zweifel ziehen lässt.

Insbesondere, wenn die Quelle umfangreich bzw. sehr zentral für die eigene Fragestellung ist, empfiehlt es sich, die einzelnen Schritte mit großer Genauigkeit durchzuführen.

Wir sollten immer wieder bedenken, dass jede Quellensorte ein Ereignis aus einer eigenen Perspektive wiedergibt, sozusagen einen eigenen Filter vor die Realität hält. Wir können uns die Aussagen in den Quellen wie gezackte Umrislinien auf durchsichtigen Folien vorstellen: Legen wir eine Reihe solcher Folien aufeinander, dann bildet sich die Hauptlinie ab.

Vorsicht bei »Traditionsquellen«

Einen besonderen Umgang erfordern Quellen, die gezielt hergestellt wurden, um der Nachwelt Informationen über die eigene Zeit zu vermitteln, die so genannten Traditionsquellen. Dies gilt z.B. für Memoiren, Geschichtsbücher oder Festschriften. Im Gegensatz zum so genannten »Überrest«, d.h. Materialien, die einen eigenen Zweck in der Gegenwart erfüllten und uns mehr oder weniger zufällig erhalten geblieben sind, wurden Traditionsquellen gezielt angefertigt, um unser Bild der Vergangenheit zu formen. Ein Beispiel mag die fiktive Festschrift zu einem Firmenjubiläum verdeutlichen. Nennen wir sie »Unsere Kraft ist unsere Stärke. 100 Jahre Meier & Co.«. Die Festschrift wurde geschrieben, um Quelle zu sein, und das in einer bestimmten Richtung. Das Unternehmen soll in hellem Glanz erstrahlen, Probleme aus der Unternehmensgeschichte werden verkleinert oder völlig ausgeblendet, Misserfolge schöngeredet. Jeder wird daher verstehen, dass »Unsere Kraft ist unsere Stärke. 100 Jahre Meier & Co.« nicht als einzige Quelle herangezogen werden darf, wenn es um eine Untersuchung geht, bei der die Geschichte dieses Unternehmens von Bedeutung ist.

Vorsicht auch bei Nachrufen! Der Germanist und Dichter Ernst Bertram (1884–1957) hat mit seinem Werk die Durchsetzung der nationalsozialistischen Ideologie entschieden unterstützt. Aber in einem Nachruf der Universität Köln aus dem Jahre 1957 ist über ihn zu lesen: »Seine zahlreichen Dichtungen, an denen er bis zu seinem Lebensende schuf, sind von hohem Verantwortungsbewusstsein erfüllte Mahnrufe in die Zeit.« Was bleibt dem Spurensucher? Er wird, sollte er sich für Ernst Bertram interessieren, nicht nur Schriften über ihn lesen, sondern Schriften von ihm aus den Jahren bis 1945, um schnell festzustellen, dass der Verfasser des Nachrufes unwahr gesprochen hat, »wie ein Festredner«. Der Spurensucher sollte auch der so genannten »Sekundärliteratur« demnach nicht blind vertrauen.

Wenn er über »Meier & Co.« arbeitet, wird er versuchen, an solche Materia-

lien heranzukommen, die entweder Details unfrisiert wiedergeben oder sie versteckt enthalten: interne Stellungnahmen etwa über soziale Probleme im Betrieb, Kontoauszüge, die über gewisse Finanzierungswege Aufschluss geben, Personalakten usw.

Sprachanalyse

Die Quellen haben ihre je eigene Sprache. Bei jeder Quelle und bei jedem Interpretationsschritt ist zu fragen, wer mit welcher Absicht spricht. Zeitgenössische Lexika können helfen, wenn wir einen Ausdruck aus der Vergangenheit nicht verstehen. Sprache besteht nicht nur aus Mitteilungen, sondern auch aus Sprachritualen und Konventionen. Nicht jeder, der in der Nazi-Zeit einen Brief mit »Heil Hitler!« unterzeichnete, war ein Hitler-Anhänger. Wenn in einem Nachruf auf einen Schreibtischtäter oder einen korrupten Politiker von dessen Verdiensten die Rede ist, dann haben wir eine quellenabhängige Schreibweise vor uns.

Einordnen in den Zusammenhang

Die Interpretation von Quellen erhellt Sachverhalte und stellt Zusammenhänge her. Auf diese Zusammenhänge werden wir häufig erst aufmerksam, wenn wir uns intensiv auf die Interpretation einlassen und gleichsam in die Quellen eintauchen. Das bedeutet: Zwar sollten wir eine klare Fragestellung besitzen, aber wir sollten nicht so stur an der Ausgangsfrage kleben, dass uns weiterführende Aspekte entgehen. Durch »vagabundierendes Lesen« in den Quellen kann sich unsere Fragestellung weiterentwickeln. Wir sollten daher nicht nur die für unser Thema direkt in Frage kommenden Quellen lesen, sondern auch solche, die nur am Rande etwas mit dem Thema zu tun haben.

Am einfachsten ist es, parallel zur Quellenlektüre ein Geschichtskalendarium zu benutzen, so etwa das »Droste-Geschichts-Kalendarium. Chronik deutscher Zeitgeschichte«, worin für jeden Tag kurz und übersichtlich die wichtigsten Ereignisse festgehalten sind.

Aber nicht nur die äußere, auch die innere Zeitachse in den Quellen selbst ist zu berücksichtigen. Wer mit einem Computer arbeitet, sollte bei der Quelleninterpretation bereits am Anfang eine Sonderdatei anlegen, um die wichtigsten Daten einzutragen.

Diese Genauigkeit betrifft nicht nur die Zeit, sondern auch den Raum. Es ist für viele stadtgeschichtliche Untersuchungen sehr hilfreich, wenn wir die Wohnorte der Beteiligten und die Orte, an denen etwas geschah, in einen

Stadtplan aus der Ereigniszeit eintragen. Wo wohnten in einer Stadt oder in einem Stadtviertel die Armen, wo die Reichen, wo die Aktiven der Bürgerinitiative? Woher kamen die Jugendlichen, die sich in den 1950er Jahren an einem Halbstarkenkrawall beteiligten? Wo fand der Krawall statt? Hierfür sind Adressbücher eine wichtige Hilfe.

Für die Dateienarbeit und ihren Erkenntniswert ein Beispiel aus der praktischen Arbeit. Ich schreibe zurzeit die Biografie des bekannten Physikers Walther Gerlach (1889–1979). Der Mann war im Zweiten Weltkrieg einer der wichtigsten Physiker des Deutschen Reiches und in der Bundesrepublik einer der wichtigsten Wissenschaftsvertreter in der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG). Es gibt eine Unzahl von Quellen über ihn. Um sie anordnen und zuordnen zu können, werden sie in eine Reihe von Dateien oder »Zeitleisten« eingetragen. Wohl ist die Geschichtswissenschaft seit Jahrzehnten andere Wege als den bloß ereignisgeschichtlichen gegangen, aber niemand würde das Prinzip der Zeitleiste – akademisch geredet: die diachrone Betrachtung – aufgeben. Sie ist für alle denkbaren historischen Zugriffe unverzichtbar.

Im Fall unseres Physikers ist natürlich zuallererst die biografische Zeitleiste mit den Lebensdaten sowie den »großen« politischen Daten aufschlussreich (Wo war er bei Kriegsausbruch? Was tat er zur Zeit der Schlacht von Stalingrad?); eine zweite Zeitleiste betrifft die Forschungsthemen (Bearbeitete er Themen, die im Trend lagen, war er der Physikerzunft voraus? Ab wann beschäftigte er sich mit radioaktiver Strahlung?); als weiteres Beispiel sei die Liste mit der Organisationszugehörigkeit dieses Multifunktionärs genannt (Ab wann war er im Vorstand der Deutschen Physikalischen Gesellschaft? Mit welchen seiner Kollegen von der Spitze der Deutschen Forschungsgemeinschaft hatte er bereits vor 1945 an der Spitze der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft gestanden?).

Irrwege, Holzwege und Fehler

Unsere Interpretation muss immer wieder an den Quellen überprüft werden. Wer nur abtippt, von Hand abschreibt oder gar mit eigenen Worten zusammenfasst, dem unterlaufen häufig zwei Sorten von Fehlern: erstens reine Flüchtigkeits- und Abschreibfehler; zweitens Fehler aufgrund der eigenen vorgefassten Meinung über das Thema. Grundsätzlich gilt bei der Quelleninterpretation: So viele Kopien anfertigen lassen wie nur möglich. So lassen sich die eigenen Interpretationen der Quelle immer wieder am Original überprüfen und kann die Gefahr von Fehlinterpretationen verringert werden, die sich etwa einschleichen, wenn man Zitate und Informationen aus ihrem Zusammenhang reißt.

In Archiven muss eine Kopiergenehmigung beantragt werden. Sobald man die Kopien bekommt, sollten die genauen Quellenangaben darauf festgehalten werden, denn eine Kopie ohne exakte Herkunftsangabe ist wertlos. Einer der bekanntesten Interpretationsfehler durch Reißen aus dem Zusammenhang ist der folgende allseits bekannte lateinische Merk- und Kernsatz: »Mens sana in corpore sano« (»Gesunder Geist in gesundem Körper«). Dieser Satz hat im 19. Jahrhundert oft über den Eingangsportalen preußischer Gymnasien gestanden, schien er doch die Einheit von gestähltem Körper und »richtig« orientiertem Geist mit der Autorität der antiken Überlieferung auszustatten. Zugleich besitzt der Satz den finsternen Nebensinn, dass ein kranker, behinderter Körper und ein kranker Geist zusammengehören. Wie aber lautet der Satz des römischen Dichters Juvenal im Zusammenhang? Eltern beten für das Wohl ihres noch ungeborenen Kindes: »Orandum est ut sit mens sana in corpore sano.« (»Wir müssen beten, dass [dem Kinde] ein gesunder Geist in einem gesunden Körper sein möge.«) Die ideologische Auffassung vom unlösbaren Zusammenhang zwischen geistiger und körperlicher Gesundheit gibt der Satz also nicht her. Das verstümmelte Zitat verfälscht den Sinn.

Ebenso sinnverfälschend ist das bekannte Zitat des deutsch-preußischen Historikers Heinrich von Treitschke: »Große Männer machen Geschichte.« Wer von v. Treitschke nichts gelesen hat, kennt doch diesen Satz. Er wird immer wieder zitiert, um zu zeigen, dass einseitige »Männer«-Geschichte und eine Art von »Führer«-Prinzip im so genannten »Historismus« des 19. Jahrhunderts verankert waren. Was aber steht bei dem Autor, wie lautet der Satz im Zusammenhang? »Dem Historiker ist nicht gestattet, nach der Weise der Naturforscher das Spätere aus dem Früheren einfach abzuleiten. Männer machen die Geschichte.« [Heinrich von Treitschke: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Erster Teil: Bis zum zweiten Pariser Frieden, Leipzig 1927 (zuerst 1879), S. 27] Das ist nun etwas ganz anderes als die programmatische Forderung nach einer Männer- und Führer-Geschichte. Von »groß« ist gar nicht die Rede. Es geht einfach um die Freiheit im historischen Prozess. Der Autor wollte die Geschichtswissenschaft absetzen von der naturwissenschaftlichen Methodik oder von einer Sichtweise, wonach die Geschichte allein von anonymen Strukturen bestimmt werde.

Flüchtigkeitsfehler mit Folgen

Aber die häufigsten Interpretationsfehler, die dem Spurensucher unterlaufen können, gehen auf Flüchtigkeit oder darauf zurück, dass eigene Vorurteile unbewusst in die Quellen hineingelesen werden. Es geht im Folgenden um das

Beispiel, nicht um den Autor. Daher soll er anonym bleiben. In einer wichtigen Arbeit über die KPD von 1933 bis 1945 heißt es über den kommunistischen Widerstandskämpfer Alfons Kaps, der im Januar 1943 in Düsseldorf festgenommen wurde:

»Für Kaps muss eine Welt zusammengebrochen sein. Wie anders ließe sich sonst erklären, dass er sein Heil in der Zusammenarbeit mit der Gestapo suchte, um Haftvergünstigungen zu erlangen, und sich bereits im Februar 67000 RM »Wettgewinne« auszahlen ließ?« Damit wird der Stab über einen Widerstandskämpfer gebrochen: Er arbeitete demnach aus eigensüchtigen Motiven mit der Gestapo zusammen; er ließ sich mit 67000 RM bestechen – einer für die damalige Zeit ganz enormen Summe. Schauen wir in die Akte. Der Kommunist Kaps hatte bei seiner Festnahme drei Wettscheine von der Düsseldorfer Pferderennbahn in der Brieftasche. Auf diese Wettscheine waren Gewinne von insgesamt 67,- RM (!) gefallen. Die Gestapo hatte diese Wettscheine eingelöst und dem Häftling den Betrag gegen Quittung übergeben. Von »67000 RM« ist nirgends die Rede. Der Historiker hat sich verlesen. Ein Flüchtigkeitsfehler mit enormen Folgen. Der Kommunist steht wie ein Verräter da. Vielleicht schwang hier ein Vorurteil des Historikers mit: Kaps wird in dem Buch insgesamt eher negativ dargestellt, weil der Autor gegen eine Heroisierung des kommunistischen Widerstands durch die Geschichtsschreibung in der DDR Front machen wollte.

Beispiel einer Quellenarbeit

Anhand eines zeitgenössischen Beispiels möchte ich die Spurensuche vom Ausgangspunkt über die Recherche von Material bis zur Quelleninterpretation und Bewertung der historischen Ereignisse gerafft darstellen.

Proteste gegen einen Atomreaktorbau in Köln 1956

Durch Erzählungen und die Lektüre alter Zeitungen haben wir davon gehört, dass es in Köln und Umgebung im Jahre 1956 große Proteste gegen den geplanten Bau von Atomreaktoren gegeben hat. Diesem weithin vergessenen Geschehen wollen wir als Spurensucher nachgehen, wobei unsere Leitfrage sein könnte, ob es vor 50 Jahren, also lange vor der ökologischen Bewegung, bereits ein Umweltbewusstsein gab und in welchen Formen die Proteste geäußert wurden. Die Quellen wurden im nordrhein-westfälischen Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, im Archiv der Stadt Köln sowie im Archiv des nordrhein-westfälischen Landtages eingesehen. Neben Berichten von Zeitzeugen dienten Zeitungen, Sit-

zungsprotokolle des Landtages sowie des Kölner Stadtrates, schließlich Berichte und Vermerke aus den für die Errichtung der Atomanlagen zuständigen Ministerien als Material für die historische Untersuchung. Es lagen also Quellen von verschiedenen beteiligten Stellen vor, was uns ein multiperspektivisches Bild auf die Vorgänge ermöglicht. Wir konnten das Thema also sowohl »von oben nach unten« – d. h. von den Landtagsprotokollen zu den Protokollen des Stadtrats und weiter im politischen Entscheidungsprozess bis zu den Bürgern hin – als auch »von unten nach oben« nachvollziehen – beginnend mit Leserbriefen von Bürgern über die Gründung der Bürgerinitiative und deren Aktionen zur Beeinflussung der politischen Entscheidungen. Um den politischen Willensbildungsprozess zu verstehen, war es wichtig, die Zeitachse im Blick zu behalten und genau darauf zu achten, an welchem Tag z. B. ein bestimmter Zeitungsartikel erschien oder wann eine Bürgerversammlung stattfand.

Ablauf der Ereignisse

Ab 1955 rauschte eine Welle der Atombegeisterung durch die Medien. Man war überzeugt davon, dass von der Kernenergie die Zukunft der gesamten Volkswirtschaft abhängen werde. In Nordrhein-Westfalen wurde daher mit einhelliger Unterstützung durch die Politiker des Landes ein Reaktorzentrum geplant. Wo sollte es eingerichtet werden? Als Standort, so hieß es im Landtag, sollte »wegen der günstigen Verkehrslage ein Platz in der Nähe der Autobahn im Bereich der Stadt Köln« gewählt werden. Am 27. Juni fand im Kölner Königsforst eine Ortsbesichtigung statt.

Über den Standort Köln war man sich so sicher, dass im Schriftverkehr der Behörden, in öffentlichen Verlautbarungen und in den Medien bis zum Spätsommer 1956 stets vom »Atomforschungszentrum Köln« die Rede ist. Am 12. Juni 1956 hatte der »Kölner Stadtanzeiger« unter der Überschrift »Der Atomreaktor im Süden der Stadt. Forschungszentrum für Westdeutschland im Kölner Raum« noch einen zustimmenden Bericht über die Planung des Atomzentrums gegeben. Am 20. Juni wurden die Leser desselben Blattes in einem Leitartikel »Zahlen, die zu denken geben« auf den deutschen Rückstand im Bereich der Atomtechnik hingewiesen, kurz darauf wurde ein Modell der geplanten Anlage abgebildet.

Der Ton änderte sich am 30. Juni 1956. Der Atomreaktor solle – so wurde nun berichtet – nicht mehr im idyllischen Teil des Königsforstes errichtet werden. »Das wäre denn doch wohl zu nahe an den Wohnsiedlungen, zu nahe auch am geplanten Wasserwerk.« Jetzt war plötzlich von Gefahren die Rede. Gleichfalls am 30. Juni sprach der führende nordrhein-westfälische Atompolitiker

im Kölner Messehof vor Vertretern der Stadtverwaltung, des Rates und »interessierten Persönlichkeiten der Kölner Industrie und Wirtschaft« über die Atomforschungsanlage und bat »um die Unterstützung ... zum Aufbau des Atomzentrums«. Einleitend hatte der Oberbürgermeister auf dieser Veranstaltung gefordert, es müsse »aufgeräumt werden mit dem Gefühl des Grauens, das überall in der Welt bei dem Wort Atom aufkommt«.

Zwar waren Vertreter der betroffenen und zum Teil verängstigten Bevölkerung zu dieser Veranstaltung nicht eingeladen worden, aber man diskutierte Fragen, die »besorgten Stimmen aus der Bürgerschaft« entnommen worden waren. Auf die Frage nach Schutzzonen um die Reaktoren wurde geantwortet: »Nicht nötig.« Auf die Frage nach Gefahren für das Grundwasser: Die Atomforschungsanlage werde keine Verbindung zum Grundwasser haben. Der Standort des Atomzentrums würde »600 m von der nächsten Siedlung« entfernt liegen, und das genüge.

Diese Leichtfertigkeit war nicht geeignet, die Besorgnisse der Bürger auszuräumen. Am 1. Juli 1956 fand eine Protestversammlung gegen die Errichtung der Atomforschungsanlage in Köln statt, und für den 7. Juli wurde in Köln-Rath eine weitere Bürgerversammlung einberufen, wo Befürchtungen zur Sprache gebracht und Experten befragt werden sollten. Drei Tage vor dieser Versammlung, am 4. Juli 1956, meldeten die Zeitungen eine Explosion von »Thoriumschrott« in den USA. Aus Thorium lassen sich Brennelemente für Reaktoren herstellen. Im »Kölner Stadtanzeiger« hieß es: »Selbstverständlich wissen wir, dass der Atomwissenschaft die Zukunft gehört. Selbstverständlich wissen wir, dass Köln bemüht sein muss, die Forschungsstation in erreichbarer Nähe seiner Universität zu haben. Jetzt erst hören wir aber auch, dass Thoriumschrott explodieren kann.«

So war die öffentliche Meinung angeheizt, und alles kam darauf an, wie der führende Atompolitiker des Landes in der Köln-Rather Bürgerversammlung auf die besorgten Fragen reagieren würde. Er ging jedoch nicht hin. Stattdessen erschien ein biederer und fachkundiger Beamter, dem es nicht gelang, die negative Stimmung des Publikums herumzureißen. Beinahe 1000 Personen waren gekommen, unter ihnen auch zahlreiche Bürger von Nachbargemeinden des geplanten Standortes. Die Zeitungen berichteten von einer »Massenversammlung von bisher nicht gekanntem Ausmaß«. Der Beamte der Landesregierung befand sich in einer schwierigen Situation. »Man wollte«, so wurde die »hochexplosive Atmosphäre« auf der Versammlung beschrieben, »was der Regierungsvertreter vom Siegeszug der Atomkraft, von der Notwendigkeit vermehrter Forschungsarbeit, der absoluten Sicherheit der geplanten Anlage sagte, einfach nicht wissen.«

Am Ende der Bürgerversammlung vom 7. Juli 1956 wurde eine Abstimmung durchgeführt, und kein Einziger von den 1000 Anwesenden sprach sich für die Atomforschungsanlage am geplanten Standort aus. Daraufhin wurde der Plan auch von Teilen des Kölner Stadtrates kritisiert. Die Landesregierung zog ihn zurück und befürwortete nun einen anderen Standort in der Kölner Umgebung. Aber auch hier herrschte größte Beunruhigung, auch hier wurde eine Bürgerversammlung einberufen. Auf dieser Versammlung wurden angsterfüllte Briefe von Schulkindern verlesen.

Der Rat der Stadt Köln musste reagieren. Zwar sprach man der Forschung auf dem Atomgebiet eine besondere Bedeutung für die Zukunft zu, aber die nahe Köln erwogenen Standorte befanden sich nun einmal in der »wichtigsten Naherholungsstätte der Kölner Bevölkerung«. Das endgültige Aus für die Pläne eines Atomzentrums nahe Köln wurde in der Stadtratssitzung vom 29. November 1956 verkündet. Die Landesregierung musste einen neuen Standort suchen. Intern hieß es nun, nach den Kölner Erfahrungen, die Lage der geplanten Standorte sei nicht nach außen bekannt zu geben, »insbesondere nicht an die Presse«.

Ergebnisse der Quelleninterpretation

Nachdem wir die Materialien nach den Gesichtspunkten der Quellenkritik und Interpretation bearbeitet hatten, stellten wir die Ergebnisse unserer Recherche zusammen. Nach den Protokollen des Landtages ging es der Regierung darum, möglichst schnell und möglichst zentral Atomreaktoren zu errichten, um nur ja nicht den wissenschaftlich-industriellen Fortschritt zu verpassen. Darüber waren sich alle Parteien einig. In diesen regierungsnahen Quellen gibt es keinen Hinweis darauf, dass mit einer Ablehnung durch die betroffene Bevölkerung gerechnet wurde. Man hatte sie auch gar nicht gefragt. Stattdessen kümmerten sich die Fachleute aus den Ministerien um Standort-Kriterien wie Verkehrsanbindung und Grundwasser-Situation.

Zu der Veranstaltung im Kölner Messehof am 30. Juni 1956 waren nur etablierte Herren aus Politik, Wirtschaft und Verwaltung geladen worden. Hier ließ man sich dazu herab, auf einzelne Befürchtungen einzugehen, betrieb aber eine solche Verharmlosung, dass die Ängste in der Bevölkerung noch stiegen. Eine inhaltliche Interpretation der regierungs- und herrschaftsnahen Quellen zeigt, dass die beiden Aspekte des kerntechnischen Risikos und der Befürchtungen in der Bevölkerung darin gar nicht berücksichtigt wurden. Um die »hochexplosive Atmosphäre« zu erklären, muss bedacht werden, was die Zeitungen im Sommer 1956 allgemein über das Atomthema berichteten. Von der Explo-

sion des »Thoriumschrotts« haben wir gehört; breiten Raum nahmen Berichte über Atombombentests der Supermächte und ihre Wirkung auf Atmosphäre und Klima ein; viele Artikel erschienen über französische Atombombenpläne; häufig wurde die atomare Bewaffnungsfrage thematisiert. Auch haben die Verantwortlichen der Landesregierung aus den Kölner Protesten etwas anderes »gelernt«, als die Kritiker erwartet hatten. Statt künftig mehr Rücksicht auf die Bevölkerung zu nehmen, entschloss man sich, der Presse keine genauen Informationen über geplante Standorte mehr zu geben.

Die Kölner Presse hatte anfänglich die Atompläne stark befürwortet, war dann aber auf die Linie der Kritiker eingeschwenkt. Um zu zeigen, dass die Kölner Presse und die Kritiker innerhalb der Kölner Bürgerschaft geradezu eine Allianz eingingen, war es wichtig, die Daten der Ereignisse genau zu beachten: Am 30. Juni 1956 wurden im Kölner Messehof die Befürchtungen der Bürger leichtfertig abgetan (»600 m von der nächsten Siedlung«). Bis dahin hatten die Zeitungen im Wesentlichen unkritisch über die Reaktorpläne berichtet. Am 1. Juli 1956 fand die erste Bürgerversammlung statt. Zwischen dieser Versammlung und der zweiten am 7. Juli berichteten die Zeitungen über die Explosion von Thoriumschrott. Nun verschärfte sich der Protest, der schließlich zum Erfolg führte. Zeitzeugen, die über die Vorgänge befragt wurden, sprachen mit Erbitterung von der Ignoranz »der« Politik. Hierbei ist jedoch zu bedenken, dass ihre Erbitterung auch von den späteren Ereignissen um die Kernenergie herrühren kann. Denn eine Zeitzeugenaussage ist eine Quelle, die im Moment der Befragung entsteht und in die auch einfließt, was zwischen dem Erlebnis und dem Interview geschehen ist.

Die ausgewerteten Quellen erlauben nicht nur einen Blick auf die konkreten Vorgänge, auf einer zweiten Ebene erhalten wir Auskunft über die wechselseitigen Vorstellungen der kritischen Bürger über die Politiker und der Politiker über diese Bürger. In den Augen der Bürger handelten die Politiker an den Interessen der Bevölkerung vorbei, und in den Augen der Politiker waren die kritischen Bürger nur Opfer von Pressekampagnen.

Zweifellos besaßen die Kritiker von den naturwissenschaftlichen und technischen Fragen bei Reaktoren geringere Kenntnis als die Atompolitiker, obwohl deren Kenntnis aus heutiger Sicht nicht sehr hoch zu veranschlagen ist. Die Gegner unterliefen diese Ebene der Sachkenntnis, die wir den »Physiker-Diskurs« nennen können, durch eine emotionale Reaktion, den »Betroffenheitsdiskurs«. Auf den Physiker-Diskurs, der mit Auskünften über die angeblich geringe Strahlengefahr operierte, die niemand nachprüfen konnte, antwortete der Betroffenheitsdiskurs mit der Verlesung angsterfüllter Briefe von Schulkindern. Diese Agitationsform der kritischen Bürger wirkt überraschend mo-

dern, obgleich sie lange vor den großen Kontroversen über die Kernenergie in der Bundesrepublik und der Entstehung der Bürgerinitiativen praktiziert worden ist.

Was wissen wir nun, wenn wir die Köln-Königsforster Ereignisse kennen? Zunächst kennen wir ein lokalgeschichtliches Ereignis. Wir haben es, wie die beliebte Formel lautet, »dem Vergessen entrissen«. Das wäre der reine – oder auch der *bloße* – regionale Ortsbezug. Wir sollten die Ereignisse aber auch in die Protestgeschichte der Bundesrepublik in den 1950er Jahren einordnen, um zu erkennen, dass wir es nicht mit einer Jasager-Republik zu tun haben. Die Einordnung zeigt erstaunlich moderne Züge der Inszenierung von Protest, so etwa den Betroffenheitsgestus. Zugleich wird das Zählbeige der Protestgeschichte deutlich: der Dauerkampf zwischen Experten und Betroffenen. Ein Vergleich der Köln-Königsforster Proteste mit den Aktivitäten der späteren Anti-Kernkraft-Bewegung zeigt, dass der 1950er-Jahre-Protest sich nicht gegen Kernkraft überhaupt richtete, sondern gegen Kernkraft vor der Haustür. Die spätere Anti-Kernkraft-Bewegung dagegen sah in den Kernreaktoren Symbole eines profitgierigen Kapitalismus, dem die Umwelt gleichgültig sei, und sie stellte die Reaktoren auch in militärische Zusammenhänge. So konnte aus der Anti-Kernkraft-Bewegung der 1970er Jahre die Partei der Grünen entstehen, während sich der Anti-Kernkraft-Protest der 1950er Jahre, wie an unserem Beispiel gezeigt, nicht politisch verstand und auch keine Beziehung zwischen ziviler Kernkraftnutzung und der »Bombe« herstellte.

Beurteilung der Ergebnisse

Die Beurteilung der Ereignisse wurde in drei Schritten vorgenommen. Zuerst wurden die Quellen gesichtet und zusammengefasst, und diese Zusammenfassung war quellenkritisch, da die Textsorten Zeitungsberichte, Experten- und Betroffenenäußerungen unter Berücksichtigung ihrer Eigenheiten interpretiert wurden. Zweiter Schritt: Die erforschten Ereignisse wurden in den Rahmen einer Protestgeschichte der 1950er Jahre gestellt. In einem dritten Schritt wurden sie mit späteren Protesten gegen die Kernenergie verglichen. Dabei ergab sich, dass einzelne Elemente des Protestes sehr modern anmuten, dieser Protest aber noch nicht den antikapitalistischen Synthesecharakter besaß, der in den 1970er und 1980er Jahren aus dieser Bewegung eine politische Partei entstehen lassen konnte. Jede historische Darstellung verlangt nach einer Synthese, einer Zusammenfassung und Wertung dessen, was man beobachtet hat. Dafür bilden die einzelnen Interpretationsschritte die Basis, aber in der Synthese lösen wir uns von den einzelnen Quellen und Interpretationsschritten,

um ein »Gesamtdatum« zu erhalten. Die Basis der historischen Untersuchung bleibt aber die Quellenkritik und -interpretation.

Praxisbeispiel: Widerstandskämpfer ja oder nein?

Bei manchen Untersuchungen hängt die gesamte Einschätzung von einem einzigen Faktum ab. Dafür gebe ich ein Beispiel aus der eigenen Spurensucher-Werkstatt.

In einer größeren Arbeit ging es um die Frage, ob eine Gruppe von Jugendlichen 1944 massiven Widerstand gegen das NS-Regime geleistet hat oder als kriminell anzusehen sei. Über die Frage wurde in der Öffentlichkeit heftig debattiert. Von jenen, die vom Widerstandscharakter der Gruppe überzeugt waren, wurde behauptet, die Jugendlichen hätten am Abend des 20. April 1944, dem Geburtstag von Adolf Hitler, ein Attentat auf einen Munitionszug verübt. Es wäre ein eiserner Bremschuh auf ein Gleis gelegt worden, und der Zug entgleiste. Ein solches Attentat wäre eine unbezweifelbare Widerstandsaktion gegen die Nazis gewesen. An diesem Punkt setzte die Recherche daher ein.

In den vorhandenen Quellen fand sich jedoch nirgends ein Hinweis auf ein Eisenbahnattentat am 20.4.1944, wenngleich derartige Vorgänge in der Regel sehr gut dokumentiert sind. Es konnte aber nicht ausgeschlossen werden, dass durch Kriegseinwirkung Unterlagen vernichtet waren. So konzentrierte sich die Interpretationsarbeit auf die berichtete Geschichte selbst. Ist es möglich, dass ein Munitionszug an der Stelle in einem Bahnhofsgelände, wo der Bremschuh auf das Gleis gelegt wurde, krachend entgleiste? Für Munitionstransporte mit der Eisenbahn gab es genaue Vorschriften über Waggongewicht und Zuggeschwindigkeit in Städten.

Ein eiserner Bremschuh entfaltet seine Wirkung nicht auf der Stelle, sondern erst dann, wenn sich auf dem Gleis, wo ihn die Lokomotive zunächst voranschleibt, eine so große Reibungshitze entsteht, dass Metall mit Metall verschweißt. Wann das passiert, ist auszurechnen, wenn wir Daten über die Geschwindigkeit des Zuges und das Gewicht der Achse besitzen, vor die der Schuh gelegt wurde. Es ergab sich, dass ein Attentat in der berichteten Form nicht stattgefunden haben kann.

Die Wahrscheinlichkeit einer solchen Widerstandshandlung wurde zudem dadurch gemindert, dass es in den übrigen Quellen aus dem Umkreis der Jugendlichen keine Hinweise auf eine antinazistische Haltung gibt, die ein Attentat plausibel erscheinen ließen. Wäre dies aber der Fall gewesen und das Attentat nachweisbar, so wäre die ganze Architektur des Buches anders konstruiert worden. Die gesamte Deutungsrichtung einer Untersuchung von über

500 Seiten hing also entscheidend von der Interpretation einer einzigen Quelle ab, hier einer Zeitzeugenaussage. Das zeigt noch einmal die Notwendigkeit zur Sorgfalt beim Umgang und bei der Interpretation von Quellen, aber auch die Möglichkeit zu spektakulären Ergebnissen durch die genaue Bearbeitung von historischem Material.

SERVICETEIL

Checkliste für die Quellenarbeit

- Paraphrase*
 - Was ist aus der Quelle zu erfahren? (Inhaltsangabe)
 - Aus welchen Teilen besteht sie? (Gliederung)
 - Was ist ihr Thema? (Überschrift)

- Inhaltsanalyse*
 - Was ist der Kern des Textes?
 - Was wird im Text behauptet oder widerlegt?
 - Welche Teilaspekte sind behandelt?

- Begriffsanalyse*
 - Welche Begriffe kommen mehrfach vor?
 - Welches sind die Schlüsselbegriffe?
 - Welchen Sinn gibt der Text diesen Begriffen?

- Sachkritik*
 - Enthält der Quellentext in sich Widersprüche?
 - Was könnte der Verfasser der Quelle wissen, was nicht?
 - Inwieweit ist der Text glaubwürdig?

- Ideologiekritik*
 - Wann, von wem und für wen ist der Text verfasst worden?
 - Welchem Zweck soll er (vermutlich) dienen?
 - Welchen Standort nimmt der Verfasser ein?

(W. Hug: *Geschichtsunterricht in der Praxis der Sekundarstufe I*, Frankfurt/M. 1977, S. 150)

SERVICETEIL

Kleines Quellenglossar

Erklärung von Schlüsselbegriffen rund um die Quellenkritik

Quelle:

»Überbleibsel« der Vergangenheit, der »Rohstoff« des Historikers

Tradition:

Alles, was mit Absicht verfasst wurde, um bestimmte Vorgänge der Vergangenheit zu überliefern (z. B. Chroniken, Autobiografien, Tagebücher)

Überrest:

Alles, was ohne die bewusste Absicht produziert wird, es für eine spätere Betrachtung zu konservieren (z. B. Akten, Korrespondenzen, Rechnungen)

Schriftliche Quellen:

Alle überlieferten Texte, die sich wiederum nach Textarten aufschlüsseln lassen (z. B. Kabinettsprotokolle, Zeitungsberichte, Personalakten)

Sachquellen (Realien):

Überlieferte Quellen gegenständlicher Art, die in Spezialdisziplinen untersucht werden (z. B. Münzkunde, Wappenkunde, Archäologie)

Quellenkritik:

Überprüfung der Echtheit und Glaubwürdigkeit einer Quelle

Äußere Quellenkritik

Untersuchung von Papier, Tinte, Schrift, Material etc. daraufhin, ob sie aus der angegebenen Zeit und vom angegebenen Verfasser stammen

Innere Quellenkritik:

Untersuchung des Textinhaltes auf bewusste Fälschungen, Irrtümer oder Informationslücken

Quelleninterpretation:

Auswertung der Quelle in Hinblick auf die eigene Fragestellung (Textanalyse, Kontrolle durch andere Quellen und Fachliteratur, Einordnung in das historische Umfeld)

Perspektivität:

Untersuchung der Quelle auf ihren Stellenwert in der zeitgenössischen Diskussion (Begrenztheit der Aussagen, Beziehung zu anderen Quellen, Wirksamkeit in der Vergangenheit)

Standortgebundenheit:

Soziale und weltanschauliche Verankerung des Quellenproduzenten, die sich in bestimmten Werten, Einschätzungen etc. niederschlägt

Erkenntnisleitendes Interesse:

Sozialer und weltanschaulicher Ausgangspunkt des Forschenden, der Themenwahl, Problemsicht und Arbeitsweise beeinflusst

Literaturtipps

Christoph Cornelißen (Hrsg.), *Geschichtswissenschaften. Eine Einführung*, 3. Aufl., Frankfurt/M. 2004.

Bernd-A. Rusinek, Volker Ackermann, Jörg Engelbrecht (Hrsg.), *Einführung in die Interpretation historischer Quellen. Schwerpunkt: Neuzeit*, Paderborn u. a. 1992.

Deutung und Erzählung

Geschichte entsteht im Kopf

von Lothar Dittmer

Die Recherche ist geleistet, die Quellen wurden analysiert, die Fachliteratur gesichtet. Aber: Wie geht es weiter? Wie wird aus den vielen Materialien und Befunden in unserem Kopf eine »runde Sache«?

Die Arbeit mit Quellen und die Kenntnis der dazugehörigen historischen Fachliteratur ist für viele der Kern jeder wissenschaftlichen Beschäftigung mit Geschichte. Das hat natürlich auch seine Berechtigung. Ohne Quellen blieben die Überlegungen eines Geschichtsforschers bloße Spekulation, ohne den Blick in die Literatur zum Thema würde sich der Wert der Arbeit auf das Sammeln von historischem Material reduzieren. Beides zusammen allerdings garantiert bei weitem noch nicht, dass die Gesamtkonzeption, die Schaffung eines überzeugenden neuen Produktes gelingt. Oft fehlt historischen Arbeiten der letzte und entscheidende Schritt, die Deutung und Einordnung des Materials, die Verdichtung der zahlreichen Einzelbefunde zu einem in sich schlüssigen und abgerundeten Bild. Unbefriedigend sind etwa solche Darstellungen, die lediglich Zitat um Zitat aneinander reihen, ohne Schwerpunkte zu setzen, Auswahlkriterien zu nennen und vor allen Dingen den Stellenwert und die Bedeutung des entsprechenden Auszuges für das Thema und die Fragestellung zu umreißen. Die Arbeit ist dann lediglich ein riesiger Steinbruch, aus dem sich jeder Leser nach Belieben bedienen kann. Ebenso unvollständig bleibt eine Arbeit, wenn sie zwar minutiös den Ablauf eines bestimmten Ausschnittes der Vergangenheit – etwa der Baugeschichte eines Denkmals – untersucht, aber mit keinem Wort auf die Motive für den Bau, die Bedeutung für die Zeitgenossen oder die anschließende Wirkungsgeschichte eingeht. Mit der Chronologie erhalten wir dann zwar ein Faktengerüst, wissen aber über die eigentliche Bedeutung des Denkmals immer noch herzlich wenig.

Sicher haben derartige Defizite häufig mit der Angst zu tun, durch Interpretation und Wertung den Boden der Objektivität und der wissenschaftlichen Wahrheit zu verlassen. Allerdings sind diese Befürchtungen unbegründet.